

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 4 (1924-1925)
Heft: 7

Rubrik: Aus Zeitschriften

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wählerschaft kaum Schlüsse ziehen, da die Verhältnisse dort zu eigenartig sind. Nur das ist ersichtlich, daß das politische Interesse überhaupt im Abnehmen ist.

Bloß einen Ausschnitt in dieser innerpolitischen Auseinandersetzung bildet, von Deutschland aus gesehen, die Frage des Beitritts zum Völkerbund. Die Linksparteien treten dafür ein und suchen auch dieses Ergebnis ihrer Politik möglichst rasch unter Dach zu bringen. Weshalb? Offenbar spielt da die Erwägung stark mit, daß die Rechte gegen den Eintritt ist und daß die Linksparteien der Westmächte dagegen diesen sehr wünschen. Im Grunde genommen ist die Fragestellung für Deutschland sehr einfach. Der Völkerbund ist gegenwärtig der Ort, wo sich ein großer Teil des internationalen diplomatischen Spiels abwickelt. Ist es deshalb für Deutschland vorteilhafter, dabei zu sein oder nicht? Diese Frage wird die deutsche Regierung zu beantworten haben und sich demnach entschließen müssen. Die einen antworten darauf: Der Völkerbund behandelt so viele Dinge, die Deutschland angehen, daß es äußerst wichtig ist, dabei mitzureden zu können. Deshalb muß es beitreten. Die andern dagegen erklären: Der Völkerbund soll nur dazu dienen, den Ententestaaten die Beute zu sichern. Wenn Deutschland ihm beitrifft, so nimmt es nur eine Verpflichtung zur Haltung unhaltbarer Dinge auf sich. Also bleibe es draußen. Beide Teile haben sicher in manchem recht. Die Wahl ist also schwierig. Niemand kann sie den Deutschen abnehmen, sie müssen sich selbst entscheiden.

U r a n, den 27. September 1924.

S e k t o r A m m a n n.

Aus Zeitschriften

Rußland ist uns in der Schweiz seit vielen Jahren ein Buch mit sieben Siegeln. Haß, Parteistandpunkt, ausländischer Einfluß tun das ihrige dazu, unsern Blick nicht ungetrübt das Wenige erhaschen zu lassen, was uns ein unabhängiges Urteil erlauben könnte. Im Juni-, Juli- und Augustheft der katholischen Münchner Zeitschrift „Hochland“ veröffentlicht **Fedor Stepun** Gedanken und Bilder über „Das bolschewistische Rußland“. Stepun, Russe aus alter Familie, vor kurzem von der Sowjetregierung aus Rußland ausgewiesen, steht über jeder Parteileidenschaft und schreibt mit so viel Abstand von den Dingen, daß einem seine Aufzeichnungen äußerst aufschlußreich sind. Von den Zuständen, wie er sie aus der schlimmsten Zeit der Bolschewistenherrschaft schildert, weiß man bereits. Er verlebte diese auf dem ehemaligen Gut der Eltern seiner Frau. Später wurde er „zwecks Mitarbeit am Ausbau der proletarischen Kultur“ nach Moskau an das Reichs-Mustertheater kommandiert. Den Gesamteindruck jener Jahre faßt Stepun so zusammen: „Die fünf letzten Jahre des russischen Lebens haben in der Seele das Gefühl des Wahnsinns und des Wirklichseins endgültig zu einer unlösbaren Einheit verbunden.“ Trotzdem hatte er es abgelehnt, „aus dem leidenden Rußland in das Wohlsein Europas zu flüchten“, bis ihn vor einem Jahre der Befehl der Gouvernementsverwaltung erreichte, Rußland zu verlassen, da „seine philosophische und religiöse Einstellung nicht länger zu dulden sei“.

Seine Ausreise führt Stepun zu einem kurzen Aufenthalt in Riga, der Hauptstadt des neuen lettischen Staates. Hier kommt ihm zum ersten Mal der äußere Zusammenbruch des russischen Reiches zum Bewußtsein. „Von 9 Uhr morgens bis zum späten Abend wanderte ich durch die uns „eignetsten“ Rigaer Straßen und fühlte mich zum ersten Mal seit den Kriegsjahren und Revolutionsjahren in meinem patriotischen Empfinden tief verletzt. Früher war Rußland für mich immer nur Idee, Seele, Volk. Nun fühlte ich: Rußland war auch ein mächtiger Staat gewesen, und dessen Souveränität ist entweiht

und geschändet worden.“ Und von da läßt Stepun seine Gedanken zur Revolution an der Front zurückwandern; „nicht um die zertrümmerte Monarchie trauerte mein Herz in Riga, nein, es begriff nun mit einem Schlage, daß in den ersten Revolutionstagen die russischen Seelen zu viel Leichtgefühl, die russischen Geister zu viel Leichtsinne beherrschte... Vielstimmig drängten wir uns um das Neugeborene — und keiner dachte daran, daß die Mutter bei der Geburt verschieden war.“

Auf der Fahrt von Riga zur deutschen Grenze führt Stepun zum ersten Mal wieder „nach vielen Kriegs- und Revolutionsjahren“ ein Gespräch mit einem „Europäer“, einem mitreisenden deutschen Diplomaten und Offizier. Dessen veränderte Einstellung zu Rußland gegenüber früheren Einstellungen von Deutschen fällt ihm auf. Vor dem Krieg habe man sich in geistigen Schichten in Deutschland für Rußland in der Art von Kuriositäten Sammlern interessiert; das geschäftliche und offizielle Deutschland habe Rußland gering geachtet. Heute fühle man „in Rußland nicht nur eine interessante und eigenartige Volksseele, sondern eine Großmacht, einen Faktor des europäischen Lebens, mit dem die übrigen europäischen Staaten früher oder später stark, sehr stark zu rechnen hätten.“ Das Gespräch mündete in die Frage aus: ob der russische Bauer seiner Psychologie nach ein Bourgeois sei? Für den russischen Marxismus sei er allerdings ein Philister und Spießler. Das stimme aber auf keinen Fall. Ein deutscher fortschrittlicher Arbeiter und bewußter Sozialdemokrat sei ein viel typischerer Philister und Spießler als ein russischer Bauer. Denn die seelische Grundform des Philistertums sei Selbstbewußtsein und Selbstzufriedenheit. Der russische Bauer fühle sich aber nie als Herr seines Lebens; seine tägliche Bauernarbeit nähere beständig sein Gefühl der menschlichen Ohnmacht. „Der Arbeiter ist Herr über seine Maschine, wogegen der Bauer von seiner Scholle abhängt. ... Die Fabrik führt zum philisterhaften Glauben an den Menschen, die Erdscholle dagegen zum religiösen Glauben an Gott.“ Eigentum sei für den russischen Bauer kein rechtlicher Begriff, sondern ein religiös-moralischer. Das Gefühl für die Arbeit bilde in der bäuerlichen Seele die einzige Rechtfertigung des Grund- und Bodenbesitzes; während z. B. der gewöhnliche europäische Sozialismus überhaupt allen geistigen Sinn des Eigentums verneine.

Bemerkenswert ist die Stellung, die Stepun zum russischen antibolschewistischen Emigrantentum einnimmt. Für Stepun sind die Bolschewisten, die die Macht an sich gerissen haben, ein Unheil; und gegen ein Unheil müsse angekämpft werden. Aber wenn ein Kampf Wert haben sollte, müsse er zielgerecht sein. Den antibolschewistischen Kampf der weißen Bewegung könne man mit der Ausführung von schwerathletischen Übungen vor dem Rachen eines wutschnaubenden Tieres vergleichen. Die Psychologie der Emigration sei die Kriegspychologie der ehemaligen Gardekürassiere: Selbstüberschätzung der eigenen Person, Schwärmerei für die Taktik des waghalsigen Streiches, Unfähigkeit zum heroisch-alltäglichen Unterstandskampf. Fruchtbarere Arbeit hätten die in Rußland gebliebenen unparteiischen „Sowjetbeamten“ geleistet. „Die eine Tatsache scheint mir unerschütterlich festzustehen, daß das russische Leben seinen Sieg über das bolschewistische Dekretieren vor allem auf dem Schlachtfeld der konkreten Arbeit gewann, die von der grauen Armee der unparteiischen Sowjetangestellten in Rußland tagaus tagein geleistet wurde.“ Aktive politische Loyalität sei möglich trotz innerer ethischer Verneinung der Sowjetmacht. Die Bolschewisten begreifen diesen Unterschied sehr gut. Ihre Anerkennung als Macht und Tatsache genüge ihnen nicht, sie möchten noch als Wahrheit und Heil anerkannt werden. Sie fühlten sich tief gekränkt, daß sie, „die tatsächlichen Sieger über Rußland, eigentlich doch für Verräter am russischen Geist gelten.“

Mehr Verständnis vermag Stepun für den ehemaligen russischen Offizier aufzubringen. „Der Bürgerkrieg vernichtete die jahrhundertlang gehegte Klarheit der Offiziersweltanschauung. Indem er einen jeden sich selbst überließ und ihm eine unerträgliche Freiheit des Handelns und Denkens gewährte, er-

schreckte er anfangs, dann aber verfinsterte er Bewußtsein und Seele der besten, jetzt von aller Tradition losgerissenen Teilnehmer vollständig.“ Trotzdem erkennt Stepun in vielen Zeugnissen ehemaliger russischer Offiziere eine „Abkehr von der jüngsten Vergangenheit der Zukunft zuliebe, eine leidenschaftliche Verneinung aller toten parteipolitischen Prinzipien zugunsten des Lebens; zuweilen ein in sich erschauerndes Sinnen über dem Giftbrecher, mit andern Worten: jene wahre, schöpferische, sokratische Gesinnung: „ich weiß, daß ich nichts weiß“, mit der notwendig der Aufbau des neuen Rußland beginnen wird.“ Auch im russischen Studententum in der Fremde, soweit es vom „Emigrantentum“ verschont blieb, sei dieser Geist lebendig. Eine Gefahr laure allerdings auf diesen skeptisch-sokratischen Geist: die Versuchung, sich aus komplizierten Verhältnissen durch „Vereinfachung“ zu retten. Die Leninsche Vereinfachungsgabe habe das ganze russische geistige Leben innerlich vergiftet. Auch „im vulgären Monarchismus, der einerseits von den Stobelewischen Talenten eines Trozki begeistert ist, anderseits meint, Rußland werde von den Juden zugrunde gerichtet, ... hierin und in vielem anderen wuchert unendlich viel unbewußte bolschewistische Vereinfachung.“ Rußlands Erlösung vom Bolschewismus werde daher auf geistigem Gebiete beginnen, und es gebe für die russische Intelligenz keine größere Aufgabe, als alle am Scheideweg Stehenden vor diesem Geiste zu retten.

* * *

In Nr. 12 und 13 der „Revue de Paris“ vom 15. Juni und 1. Juli 1924 bringt **H. de Montbas** unter der Überschrift „**Relations franco-suissees au XVII^e siècle**“ eine geschichtliche Abhandlung, in der er zu zeigen versucht, welche äußerst schwierige Aufgabe die Gesandten der französischen Könige in der Schweiz zu erfüllen hatten.

Der Gedankengang ist folgender: Frankreich sieht sich veranlaßt, zur „Erhaltung des Friedens“ und zur Verteidigung seiner „Rechte“ in den 30-jährigen Krieg einzugreifen. Zu diesem Schritt braucht es die Freundschaft und Waffenhilfe der stärksten Militärmacht der damaligen Zeit, der Eidgenossenschaft. „Perdre son amitié serait, pour la France, aussi grave qu'une défaite.“ Da aber auch die andere kriegführende Partei die Eigenschaften des Schweizeröldners wohl einzuschätzen versteht, ist es für Frankreich von großer Bedeutung, seine tüchtigsten Köpfe, wie Pélhpeaug, Vialard, Méliand und Caumartin als Gesandte in der Schweiz zu wissen. Dort sollen sie nicht nur die Interessen Frankreichs vertreten und verhindern, daß Spanien und Osterreich den Vorrang erhalten, sondern sie sollen vor allem aktiv eingreifen in die innere und äußere Politik der 13örtigen Eidgenossenschaft. Als Grundlage für die Rechtfertigung dieser Tätigkeit dienen ihnen einerseits der geschichtliche Werdegang der Schweiz, der gestattet „de persuader Messieurs des Lignes qu'en aidant le Roi à lutter contre les prétentions de l'Empereur, ce sont leurs propres libertés, si chèrement conquises, qu'ils défendront“ und anderseits die Verträge von 1516 und 1521, die die Eidgenossenschaft verpflichten, Frankreich Truppen zu liefern und den König als ihren „Protecteur“ anzuerkennen. Bald bringen denn auch diese Gesandten den zankenden Ständen den Befehl „d'éteindre toutes les causes de division“, wie im Fall Kesselring anläßlich der Grenzverletzung durch General Horn, bald verbieten sie ihnen, die Schriften eines fremden Gesandten, wie beispielsweise Sahavedra's von Spanien, anzuerkennen, oder einem andern Gehör zu schenken. „Si donc vous m'en croyez, vous ne prêterez désormais l'oreille ni au sieur Sayavedra, ni à quelque autre délégué d'Espagne“, schreibt Caumartin 1640 an die Tag-

satzung. Trotz dieser geschickten Ausnützung der Verträge und der Zurückdrängung Spaniens hält es aber schwer, die Eidgenossen von ihrer „politique de bascule“ abzuhalten, wozu sie durch die beginnende Geldknappheit in Frankreich und durch die in den Verträgen begründete Neutralität hingedrängt werden. Für

Frankreich ist die Allianz mit der Schweiz die einzige, auf die es zählen kann. Dafür erhalten die Eidgenossen „une aide matérielle et une protection morale qu'ils estimaient à son prix. Ils savaient que ni leur indépendance, ni leur liberté n'avaient rien à redouter du Roi très Chrétien“. . . , „Il est permis de croire enfin qu'ils voyaient dans la politique française, animée d'un véritable désir de paix la seule politique à laquelle ils pussent, sans arrière-pensées, donner leur appui.“

Dies der Inhalt der Abhandlung. Es braucht eigentlich kaum gesagt zu werden, daß diese Art der Geschichtsdarstellung jener Periode nicht die unserige sein kann. Vor allem gilt es einmal festzustellen, daß Frankreich während dem 30jährigen Krieg nicht beseelt war „d'un véritable désir de paix“. Das Gegenteil ist der Fall. Frankreichs Politik war eingeschult auf Eroberungen. Seit 1552 hielt es die deutschen Bistümer Toul, Metz und Verdun widerrechtlich besetzt. Jetzt sah es den Augenblick gekommen, dieselben samt der Freigravität (die allerdings noch etliche Jahre über den Krieg hinaus spanisch blieb) auf Grund der Streitigkeiten um Mantua endgültig in seinen Besitz zu bringen. Ähnlich entstellt ist die andere Behauptung, die französischen Gesandten hätten ihre tatsächliche Einmischung in die innere und äußere Politik aus den Verträgen ableiten können. In Wirklichkeit verhielt es sich so, daß ihr ganzes Auftreten sich stützte auf eine geschickte Ausnützung der Zerrissenheit und Uneinigkeit, die genährt und unterhalten wurde durch fogen. geheime Pensionen. Auch der damals sich entwickelnde Neutralitätsgedanke beruhte nicht auf dem Wortlaut von Verträgen, sondern auf dem „Zwang der Umstände“. „Die furchtbaren Drangsale, welche gerade Graubünden durch das Herbeirufen der Fremden erdulden mußte, bildeten eine eindrucksvolle Warnung, und immer stärker befestigte sich die Überzeugung, daß einzig die dauernde Zurückhaltung im Stande sei, diese glückliche Ausnahmestellung zu sichern“ (Gagliardi). Möchte uns doch die Geschichte auch für die Zukunft eine bessere Lehrmeisterin sein, und uns davor abhalten, une politique de bascule zu treiben, wie sie z. B. bei der Truppendurchzugsfrage verfochten worden ist.

Schaffhausen.

Ernst Steinemann.

* * *

In der „Roten Revue“, Septemberheft, äußert sich **L. Frank** zum zweiten Male „Zur Militärfrage“. Es wird da von den Mitteln geschrieben, eine antimilitaristische Stimmung im Lande zu erzeugen: Verbot des Kriegsspielens an die Kinder, Beaufsichtigung der Schulen und Lehrmittel, Verbot an die Arbeiterschützen, an „Anlässen militärischer Art“ wie das Eidgenössische Schützenfest, teilzunehmen. Die Dienstverweigerung wird dem Einzelnen nicht empfohlen. Dagegen soll ein Verband ins Leben gerufen werden, der die „friedensfreundlichen“ Kräfte zusammenfaßt. Offensichtlich will man dabei aber durch die allzu kleine Zahl der zu erwartenden sozialistischen Mitglieder nicht blamiert sein, denn man gestattet, ganz entgegen der üblichen Praxis, auch Bürgerlichen den Beitritt.

Ob schon ein solcher Verband uns nicht erschreckt, muß doch nachdrücklich auf das Anwachsen pazifistischer Propagandatätigkeit hingewiesen werden. Der Internationale Gewerkschaftsbund mag die Bewegung ausgelöst haben; die Tagung der Völkerbundsversammlung hat die Stimmung vorbereitet; die antimilitaristische Literatur, die man in Deutschland anlässlich des 10. Jahrestages des Kriegsbeginnes nicht losgeworden ist, überschwemmt und beeinflusst nun die Schweiz. Unser Volk ist solcher Propaganda nicht zugänglich. Doch weiß man, daß mit genügend Geld und Propaganda in der Demokratie absonderliche Volksbeschlüsse möglich sind. Es gilt daher, auf der Hut zu sein und heizenden internationalen Abrüstungs-, Friedens- und Antikriegsbewegung unsere schweizerischen Argumente entgegen zu halten: Ohne bewaffnete Neutralität wäre die Schweiz in den Weltkrieg hineingezogen worden; eine allgemeine, wirksame Abrüstung wird in absehbarer Zeit nicht stattfinden, sodaß eine vorzeitige Preisgabe unserer Machtmittel Selbstmord bedeuten würde u. s. w.

Dabei darf auch darauf hingewiesen werden, daß die Verfechter der pazifistischen und antimilitaristischen Bewegungen sich nicht nur aus Idealisten rekrutieren.
S. M.

Bücherbesprechungen

Eine französische Stimme über die Kriegursachen.

Zu den ersten Franzosen, die sich mit heiligem Feuer und unermüdlich um die Feststellung der Kriegursachen bemüht haben, gehört **Mathias Morhardt**. Seine aus Straßburg i. E. stammenden Vorfahren ließen sich 1768 als Protestanten in Genf nieder, von wo Mathias Morhardt 1883 nach Paris übersiedelte, um fünf Jahre später in den Redaktionsstab des „Temps“ einzutreten und französischer Bürger zu werden. Ende der 90er Jahre gründete er mit J. de Pressensé eine erste Gruppe von Dreyfus-Verteidigern um die Person Emile Zola's und war 13 Jahre lang Generalsekretär der Ligue des droits de l'Homme“. Bald nach Kriegsausbruch versuchte Morhardt die Liga durch Einsetzung einer Kommission für die Schuldfrage zu interessieren. Als das fehlschlug, gründete er im Januar 1916 die „Société d'études documentaires et critiques sur la guerre“.

Morhardt widmet sich ausschließlich den Ereignissen in der Julikrise 1914 und greift nur vorübergehend auf die fernere Vorgeschichte des Weltkrieges zurück. Nach einer Reihe früherer Arbeiten stellt sein Buch „Les Preuves“*) das Ergebnis seiner 10jährigen Forschung dar. Morhardt behandelt darin bei weitem nicht die ganze Entwicklungsgeschichte der Krise, sondern er greift nur einzelne Phasen heraus, und das wird die Kritik natürlich vermerken. Dafür verdient hervorgehoben zu werden, daß Morhardt Dingen tieforschend nachgeht, die viele meist ungebührlich vernachlässigen. Hierher gehört eine eingehende Analyse des Ausgangspunktes der Krise: der Mord von Serajewo, die Pflicht Serbiens, Genugtuung dafür zu geben, das österreichische Ultimatum und die serbische Antwort darauf. Morhardt stellt mit Recht fest, daß sich die Diplomatie der Entente um das Attentat, dem der Erzherzog-Thronfolger und seine Gemahlin zum Opfer fielen, viel zu wenig gekümmert hat. Auch kann nach den neuesten Zeugnissen (siehe den Aufsatz Dr. Fr. Wiesner's in „Das Neue Reich“ — Wien vom 2. August 1924) kaum mehr bestritten werden, daß die serbische Regierung ziemlich gut um die Vorbereitungen des Anschlages wußte. Ministerpräsident Paschtsch wollte zwar das Attentat verhindern; aber da ihm das nicht gelang, wäre es eine selbstverständliche Pflicht der serbischen Regierung gewesen, nach dem Morde wenigstens die Organisatoren in Serbien zur Rechenschaft zu ziehen. Hieron ausgehend findet Morhardt das österreichische Ultimatum recht mäßig im Vergleich zu dem erlittenen Affront, und er legt ausführlich dar, daß Serbien keine einzige der österreichischen Forderungen wirklich angenommen hat.

Es ist ein Verdienst Morhardts, daß er durch fortgesetztes Drängen die Liga für Menschenrechte veranlaßt hat, Poincare zur Feststellung mehrerer Fälschungen des französischen Gelbbuches zu nötigen. Morhardt widmet diesen Fälschungen, sowie denjenigen des russischen Orangebuches eigene Kapitel. Der neutrale Leser wird vermessen, daß der Verfasser nicht dasselbe mit dem deutschen Weiß- und dem österreichischen Rotbuch 1914 getan hat. Auch das englische Blaubuch enthält Fälschungen. Dafür hebt Morhardt die deutschen und österreichischen Versuche zugunsten des Friedens hervor. Gewöhnlich wird die Sache

*) Mathias Morhardt, Les Preuves. Le Crime de Droit Commun. Le Crime Diplomatique. XXVII und 307 Seiten. Fr. 10.—. Paris, Librairie du Travail 1924.